

ALEXANDER NEUBACHER
Ökofimmel



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Alexander Neubacher ist guten Willens: Seine Familie und er machen mit beim Umweltschutz, halten sich brav an alle Öko-Vorschriften, scheuen keine Kosten für Bioprodukte. Doch inzwischen haben sie ernsthafte Zweifel, ob sie der Umwelt damit wirklich helfen, denn die Energiesparbirne endet als gefährlicher Sondermüll, die ausgespülten Joghurtbecher werden nicht recycelt, sondern verfeuert, für die Herstellung des Biobenzins im Autotank wird der Regenwald gerodet, und aus den Gullys in ihrer Straße dringt entsetzlicher Gestank, weil alle Wasser sparen.

Am Beispiel des eigenen (Familien-)Lebens zeigt Neubacher, wie hysterisch die deutsche Umweltpolitik geworden ist. Er untersucht, wie sich Dosenpfand, E10 und Atomwende auf den Alltag der Bürger auswirken, und fragt, ob wir mit unserem Ökofimmel tatsächlich die Umwelt retten.

Autor

Alexander Neubacher, geboren 1968 in Krefeld, hat Volkswirtschaftslehre an der Universität Köln studiert und ist Absolvent der Kölner Journalistenschule. Er war Redakteur bei der »Wochenpost«, bei »Bizz Capital« und arbeitet seit 1999 als Wirtschaftsredakteur im Hauptstadtbüro des SPIEGEL in Berlin. Für seine Arbeit wurde er u.a. mit dem Helmut-Schmidt-Journalistenpreis und dem Medienpreis der deutschen Kinder- und Jugendärzte ausgezeichnet. »Ökofimmel« war nominiert für den Deutschen Wirtschaftsbuchpreis 2012.

Alexander Neubacher

ÖKOFIMMEL

Wie wir versuchen,
die Welt zu retten – und was wir
damit anrichten

GOLDMANN

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream* für dieses Buch
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe Juni 2013
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © der Originalausgabe 2012
by Deutsche Verlags-Anstalt, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
und SPIEGEL-Verlag, Hamburg

Grafiken: Peter Palm, Berlin

Typografie und Satz: DVA/ Brigitte Müller
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
in Anlehnung an die Umschlaggestaltung
der Originalausgabe (www.buero-jorge-schmidt.de)

KF · Herstellung: Str.

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-15760-0

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für meine Frau,
meine Kinder und
meine Patenkinder:
Janine, Nikolas,
Anna, Ella und
Marlene, Sven,
Franziska, Lotte
und Lotta.

INHALT

9 Einleitung

15 Grünes Leben

16 Müll	63 Dose
21 Wasser	66 Lohas
27 Licht	71 Veggieday
31 Dämmen	73 Bioäpfel
36 Luft	76 Bio kontra Öko
41 Biosprit	80 Plastik statt Jute
52 Verkehr	81 Gen
56 Elektroautos	83 DDT
60 Gute Nacht	88 Gut und Böse

91 Die Ökofalle

92 Gefühle	122 Tricks
95 Angst	125 Lobby
105 Romantik	128 Grüne
107 Tierliebe	133 Weisenherrschaft
111 Glaube	136 Prognosen
114 Ökokratie	140 Wachstum
117 Vorsorgeprinzip	148 Öko-Ökonomie
119 Brüssel	

153 Das Klima-Paradoxon

- | | | | |
|-----|-------------------|-----|-------------------|
| 155 | Fußabdruck | 193 | Null |
| 158 | Glaubenskrieg | 199 | Klimagangster |
| 166 | Entwarnung? | 209 | Kosten und Nutzen |
| 169 | Solar | 212 | Anpassung |
| 171 | Aufgang | 215 | Ökotechno |
| 176 | Dämmerung | 217 | Wunder |
| 183 | Untergang | 218 | Ausstieg |
| 187 | Lichtblick | 224 | Öko gegen Öko |
| 190 | Schmutzgutscheine | 229 | Blackout |

233 Was tun?

- 261 Dank
- 262 Literatur
- 268 Personenregister

EINLEITUNG

Ich bin für Umweltschutz, die Natur liegt mir am Herzen. Ich mag die Tiere und die Pflanzen, den blauen Himmel und das Meer. Ich möchte, dass meine Kinder in einer intakten Umgebung aufwachsen, und ich gehe mit gutem Beispiel voran. Ich kann von mir behaupten, niemals auch nur ein Papiertaschentuch ins Gebüsch geworfen zu haben.

Zum Brötchenholen fahre ich mit dem Rad; auf Dienstreisen nehme ich den Zug. Sämtliche Toilettenspülungen bei uns zu Hause sind mit einer Wasserstoptaste ausgerüstet. Ich bevorzuge Milchprodukte, die ein Biosiegel tragen, auch wenn sie ein paar Cent teurer sind. Eier aus Käfighaltung kommen mir nicht ins Haus, und wenn ich Wurst oder Fleisch esse, plagt mich neuerdings ein schlechtes Gewissen.

Ich trenne meinen Müll. Auf unserer Einfahrt stehen, symmetrisch geordnet, vier Tonnen: rechts blau für Papier und gelb für Plastik, links braun für Gartenabfälle und grau für den Rest. Das sieht nicht schön aus. Es riecht auch etwas streng, zumal an Sommertagen, wenn ich gern draußen säße. Doch mir ist klar, dass ich Opfer bringen muss.

Seit einiger Zeit haben wir eine fünfte Tonne, die »Wertstofftonne«, wie ich dem Brief der Berliner Stadtreinigungsgesellschaft entnahm. Als ich abends von der Arbeit kam, stand sie da, grell orange, 240 Liter Fassungsvermögen. Dem Begleitschreiben zufolge ist sie für Elektrokleingeräte, Metalle, Datenträger und »Alttextilien in Tüten« gedacht, aber auch für Spielzeug, was immer die Leute von der Stadtreinigung damit anfangen mögen.

In unserer Einfahrt ist es nun noch enger geworden, aber daran werde ich mich bestimmt gewöhnen. Immerhin kann

man die Tonne nicht übersehen, nicht einmal nachts, sie leuchtet im Dunkeln. Ich denke darüber nach, eine sechste Tonne für das Altglas anzuschaffen, das wir bislang provisorisch in einem Karton an der Kellertreppe untergebracht haben. Mit sechs Tonnen wäre auch die Symmetrie wieder hergestellt.

Ich Sorge mich wegen des Treibhauseffekts. Dass sich die Erde aufheizt, deckt sich zwar noch nicht mit meiner Alltagserfahrung – ich habe eher das Gefühl, dass es kälter wird –, aber das kommt bestimmt noch; ich vertraue der Forschung. Wenn die Wissenschaftler sagen, die Menschheit müsse ihr Verhalten ändern, dann widerspreche ich nicht. Die Welt soll gerettet werden? Ich bin dabei, ich tue mein Bestes. An mir soll es nicht scheitern.

Früher hat Deutschland seinen Nachbarn den Krieg erklärt, heute, wie sie aus der Atomkraft herauskommen. Den Titel des Exportweltmeisters haben wir verloren, im Fußball nur noch dritter Platz, aber beim gelben Sack sind wir einsame Spitze, da macht uns so schnell niemand etwas vor. Und es gibt noch viel zu tun. Andere Länder haben Ebola, Lepra und Malaria, aber hier kriecht der gefährliche Feinstaub aus dem Laserdrucker, wie das staatliche Bundesinstitut für Risikobewertung festgestellt hat.

Als im Herbst 2010 Tausende Menschen in Stuttgart gegen den Bau des neuen Bahnhofs demonstrierten, bekamen sie die volle Härte des Staates zu spüren. Die Polizei rückte mit Wasserwerfern, Tränengas und Schlagstöcken an, um die Protestler zu vertreiben. Ein älterer Herr verlor dabei sein Augenlicht. Die Polizei sagt, er sei selbst schuld, warum habe er sich auch dem Wasserstrahl ausgesetzt. Doch dann kam heraus, dass auch einige Juchtenkäfer auf dem umkämpften Parkgelände leben. Das hatte einen sofortigen vorläufigen Baustopp zur Folge. Gegen seltene Kleinlebewesen kann die Staatsmacht nichts ausrichten.

Meine Generation ist mit der Band »Gänsehaut« und ihrem Hit »Karl der Käfer« aufgewachsen; wir fühlten uns als Schmerzenskinder der Industrie, Protestsongs waren der Soundtrack unserer Jugend. Der saure Regen und das Waldsterben haben unseren Blick für die Zerstörungskraft der Zivilisation von klein auf geschärft, auch wenn der deutsche Wald wider Erwarten überlebt hat. Noch heute brechen wir uns im Winter auf spiegelglatten Gehwegen lieber die Knochen, als auch nur ein Körnchen Salz zu verstreuen; die Wurzeln der Bäume könnten ja Schaden nehmen.

Nun geht es darum, unseren ökologischen Fußabdruck zu minimieren. Donnerstags ist Veggieday, Omas Kurbelwaschmaschine kommt wieder in Mode. Ratgeberseiten im Internet halten Ökotipps für alle Lebenslagen bereit, von der Mondphasen-Kosmetik bis zum Vibrator ohne chemischen Weichmacher. Sogar die Bestattungsindustrie hat sich dem grünen Zeitgeist angepasst. Es gibt Urnen aus Maisstärke und Särge aus Pappe. Das Modell »Flamea« einer Firma aus Regensburg spart beim Verbrennen bis zu 75 Prozent Kohlendioxid ein; so treten wir ökologisch korrekt die letzte Reise an, eine finale gute Tat, bevor dann eh alles zu Kompost wird.

Meine SPIEGEL-Kollegen in Hamburg sind unlängst in einen modernen Bürokomplex eingezogen, der die strengsten Umweltrichtlinien einhält, ein echtes Vorzeigeobjekt. Das Gebäude hat eine Lüftungsanlage, die nicht lüftet, eine Heizung, die kaum heizt, und Urinale, die sich nicht spülen lassen. Sämtliche Lampen sind mit Bewegungssensoren ausgerüstet. Damit nur ja kein Strom verschwendet wird, geht alle paar Minuten vollautomatisch das Licht aus. Man muss ab und zu mit den Armen rudern, sonst sitzt man im Dunkeln.

Politiker sind gut beraten, sich in das Umweltthema einzuarbeiten. Es befördert die Karriere. Die früheren Umweltminister Angela Merkel, Jürgen Trittin und Sigmar Gabriel sind alle

was geworden; das lässt sich von früheren Wirtschaftsministern nicht behaupten, oder erinnert sich etwa noch jemand an Martin Bangemann, Werner Müller und Michael Glos?

Im Koalitionsvertrag der bürgerlich-konservativen Bundesregierung kam das Kapitel »Nachhaltiges Wirtschaften und Klimaschutz« lange vor dem Thema Bildung an die Reihe, Stichwort Schöpfungsbewahrung. Auch im linken Milieu hat der Ökologismus den Sozialismus als Heilslehre praktisch abgelöst. Die Grünen, einst als Spinner belächelt, entwickeln sich zur Volkspartei. Ihr Erfolg ist umso bemerkenswerter, wenn man bedenkt, welche inneren Widersprüche sie aushalten. Sie kämpfen für Wind-, Wasser- und Sonnenkraft, stellen sich vor Ort aber jeder neuen Stromtrasse und jedem Pumpspeicherkraftwerk in den Weg. Sie wollen Erdöl durch Pflanzenbenzin ersetzen, beklagen sich aber über die Mais-Monokulturen auf unseren Äckern. Sie sind für die Bahn, aber gegen den Stuttgarter Bahnhof. Andere Politiker werden ständig daran gemessen, wie sich ihre Forderungen mit der Wirklichkeit vertragen. Bei den Grünen ist es egal, ob Wort und Tat zueinander passen; das muss man ihnen erst mal nachmachen.

Wenn etwas der Umwelt dient, entfällt jede Begründungsnotwendigkeit; wo ein Ökolabel draufklebt, erübrigt sich jeder Streit. Die politischen Parteien sind sich in Umweltdingen einig. Kein Politiker will sich dem Verdacht aussetzen, er entziehe nachfolgenden Generationen die Lebensgrundlage, sonst wäre er politisch am Ende. Wir trennen unseren Abfall, sparen beim Wasser und schmirgeln uns mit recyceltem Klopapier den Hintern wund. Unsere Häuser sind mit Solardächern gedeckt und mit Dämmplatten beklebt. Wir kaufen im Bioladen ein und wir tanken E10. Das alles verschafft uns ein gutes Gefühl.

Die Frage ist nur: Was hat eigentlich die Umwelt davon?

Bei den Recherchen für dieses Buch habe ich merkwürdige Dinge erlebt. Ich wurde Zeuge, wie der Inhalt unserer penibel

sortierten Wertstofftonne dazu diente, ein prasselndes Feuer im Verbrennungsöfen eines Zementwerks zu entfachen. Ein Bauer hat mir inmitten seiner gigantischen Maisfelder erklärt, weshalb es für ihn lukrativer ist, wenn die Früchte seiner Arbeit nicht gegessen, sondern vergoren und zu Gas verarbeitet werden. Ein Händler an der Leipziger Energiebörse hat mir gezeigt, warum durch meinen Wechsel zu einem Ökostromanbieter in Wahrheit nicht ein einziges Gramm CO₂ eingespart wird. Ich habe Familien getroffen, deren vorbildlich gedämmtes Energiesparhaus nach kurzer Zeit dem Schimmelpilz zum Opfer fiel, und ich war dabei, als die Leute von den Wasserwerken mal wieder Zigtausende Liter Trinkwasser in die stinkenden Gullys pumpen mussten, weil wir Bürger mit unserem Ökofimmel zu wenig Wasser verbrauchen.

Das erste Kapitel dieses Buchs, »Grünes Leben«, liefert einige besonders eklatante Beispiele dafür, wie wir in bester Absicht versuchen, die Umwelt zu schützen, und dabei großen Schaden anrichten. Unsere angeblichen Energiesparlampen sind ein Fall für die Giftmülldeponie. Viele Biolebensmittel haben eine verheerende Ökobilanz. Der sogenannte Biosprit in unserem Tank stellt sich bei näherer Betrachtung als Natur- und Klimakiller heraus. Das Gegenteil von gut ist bekanntlich gut gemeint; wie sich zeigt, gilt dieser Satz für den Umweltschutz in ganz besonderem Maße.

Warum das so ist, steht im Kapitel »Die Ökofalle«, dem zweiten Teil des Buchs. Seit mehr als zehn Jahren berichte ich für den SPIEGEL über die Bundesregierung und den Bundestag. Dabei habe ich immer wieder erlebt, dass für die Umweltpolitik besondere Regeln gelten. Es herrscht eine moralisierende Betroffenheit, die schnell in Alarmismus umschlägt. Die Sorge vor dem Kollaps ist allgegenwärtig. In keinem anderen Politikbereich sieht man in skeptischere Gesichter, was den Zustand der natürlichen Lebensgrundlagen, die Demokratie,

die Marktwirtschaft und die Zukunft der Menschheit betrifft. Untergangspropheten, Umweltsoteriker und professionelle Apokalyptiker sind hier als Rat- und Stichwortgeber gefragt.

Im Gesetzgebungsverfahren rückt die Umweltpolitik den Problemen dann am liebsten mit planwirtschaftlichen Instrumenten und Verboten auf den Leib. Angst paart sich mit bürokratischer Gründlichkeit. Das Dosenpfand und die Feinstaubplakette sind dafür gute Beispiele. Ob eine Umweltschutzmaßnahme den gewünschten Erfolg hat, ist dann am Ende gar nicht so wichtig.

Das dritte Kapitel handelt vom Klimaschutz, dem wichtigsten Umweltthema unserer Zeit. Ich halte den Klimawandel für eine ernstzunehmende Bedrohung. Wenn die Prognosen der Wissenschaftler halbwegs richtig sind, werden die negativen Folgen bereits im Jahr 2100 deutlich zu spüren sein, also zu einer Zeit, die meine Kinder durchaus noch erleben könnten. Umso mehr kommt es darauf an, den Klimawandel effektiv zu bekämpfen. Doch so, wie wir die Sache angehen, handelt es sich vor allem um Symbolpolitik, die unterm Strich mehr Schaden anrichtet als Nutzen bringt. Wir verschwenden Geld, Zeit und Kraft für Solarstromanlagen, die kaum Strom erzeugen, und für Energiesparmaßnahmen, die nichts einsparen. Kurzum: Wir tun nicht zu wenig, um die Welt zu retten, sondern in übertriebenem Eifer vom Falschen zu viel.

GRÜNES LEBEN

Der Mülltonnenparcours vor unserer Haustür. Im trüben Licht der Quecksilberlampe. Die Legende vom Biosprit und das Märchen vom Elektroauto. Umweltschrott Dosenpfand. Das Feinstaubgespenst. Wohnen in der Thermoskanne. Die Sommerzeit und andere historische Ökoirrtümer. Wenn die Stadt nach Gully riecht. Das Bioapfelmysterium. Plastik statt Jute. Böse Ökos.

Alle zwei Jahre schickt das Umweltbundesamt seine Leute hinaus ins Land, um herauszufinden, wie die Deutschen über den Umweltschutz denken. Mehr als 2000 repräsentativ ausgewählte Bürgerinnen und Bürger werden danach befragt, ob sie ihren Müll trennen, beim Strom sparen oder sich vor dem Klimawandel fürchten. Fast 50 Themen sind Punkt für Punkt durchzusprechen, von der Atomkraft bis zum Car-Sharing. Es handelt sich um ein aufwendiges und zeitraubendes Verfahren, eine Herausforderung für alle Beteiligten.

Die jüngsten Umfrageergebnisse stammen aus dem Frühjahr 2012, und wer die Daten studiert, blickt in die Seele eines verängstigten Volkes. Etwa 75 Prozent der Deutschen befürchten, dass sich die Umweltsituation ohne zusätzliche politische Maßnahmen dramatisch verschlechtern wird. Ebenfalls 75 Prozent sagen, sie seien »beunruhigt, wenn ich daran denke, unter welchen Umweltverhältnissen unsere Kinder und Enkelkinder wahrscheinlich leben müssen«. Mehr als 50 Prozent sind davon überzeugt, dass auf der Welt demnächst Kriege um Öl, Metall und seltene Rohstoffe geführt werden, von den bevorstehenden Konflikten um Süßwasser ganz zu schweigen.

Die Umfrage zeigt aber auch, dass sich die Deutschen große Mühe geben, die Katastrophe doch noch abzuwenden, soweit es

in ihrer Macht steht. 74 Prozent schalten nicht benötigte Elektrogeräte und Lampen aus. 61 Prozent können sich vorstellen, ein Elektroauto auszuprobieren. Eine Mehrheit bevorzugt Reiniger, Farben und Insektenvernichtungsmittel, die der Umwelt einen möglichst geringen Schaden zufügen. Viele gehen auch in den Bioläden, kaufen regionale Lebensmittel und fragen gezielt nach Produkten aus fairem Handel.

Und, natürlich: Mülltrennung. Die Königsdisziplin. »In der Mülltrennung sind wir Deutschen weltweit Spitzenreiter«, meldet das Umweltbundesamt. 77 Prozent der Bürger geben an, dass sie ihre Abfälle penibel auf die vorgesehenen Systeme verteilen. Und die letzten Prozent werden wir auch noch schaffen, da bin ich mir ganz sicher.

Müll

Die Berliner Durchschnittsfamilie besitzt fünf verschiedene Abfalltonnen; das gilt auch für mich und meine Lieben. Wir haben eine blaue Tonne für Pappe und Papier, eine gelbe für Verpackungen, eine braune für Pflanzenreste, eine orange-farbene für sogenannte Wertstoffe und eine graue für all die Dinge, die dann noch übrig sind. Ach ja: Im Keller haben wir noch einen Sammelkarton für Altglas, das wiederum nach Weiß-, Braun- und Grünglas zu unterscheiden ist. Und einen Karton für Altbatterien. Einen Beutel für Altkleider. Einen Sack für Einwegpfandflaschen. Und, nicht zu vergessen, einen mit Holzwohle ausgepolsterten Karton für defekte Energiesparbirnen. Weil diese Quecksilber enthalten, müssen sie besonders vorsichtig gelagert werden.

Wir geben uns Mühe, alles richtig zu machen, auch in komplizierten Fällen, Beispiel: Holz. Laut Tabelle der Stadtreinigung ist zwischen »Altholz, unbehandelt« (orange Tonne),

»behandelten Hölzern« (graue Tonne) und »Stammholz, Äste« (braune Tonne) zu unterscheiden. Für einfache Leute wie uns, also ohne forstwissenschaftlichen Hintergrund, ist das keine leichte Aufgabe. Auch der Biomüll wirft Fragen auf. Damit er im Winter nicht festfriert, wird von der Stadtreinigung empfohlen, ihn in Zeitungspapier einzuwickeln und dann in die braune Tonne zu werfen. Aber gehört das Papier nicht eigentlich in die blaue Tonne? Und was ist mit in Folie eingeschweißten Reklameheftchen? Mit Nudelpackungen mit Sichtfenstern? Mit Camembert-Schachteln aus Holz?

Am kompliziertesten ist die gelbe Tonne. Meine Frau wirft prinzipiell alles hinein, was nach Plastik aussieht. Ich hingegen bin der Meinung, dass die gelbe Tonne nur für Verpackungen da ist, die einen grünen Punkt haben. Mein Sohn sagt, ich hätte einerseits Recht, andererseits aber auch wieder nicht, weil nämlich nicht alles, was einen grünen Punkt hat, in die gelbe Tonne gehöre. Verpackungen aus Pappe zum Beispiel müssten in die blaue Tonne und nicht in die gelbe, obwohl sie einen grünen Punkt haben. Das wiederum finde ich ungerecht. Schließlich habe ich die Müllgebühr für Produkte mit grünem Punkt schon beim Einkauf mitbezahlt, weshalb unsere gelbe Tonne umsonst abgeholt wird, die blaue Tonne hingegen extra kostet, auch wenn sie Verpackungen mit grünem Punkt enthält. Oder, äh, so ähnlich.

Wissenschaftler haben herausgefunden, dass in Deutschland etwa ein Fünftel des Abfalls in der falschen Tonne landet, was bei einer so komplexen Materie eine respektable Leistung ist. Man weiß, dass Rentner noch genauer sortieren als Studenten und dass Einheimische etwas penibler sind als Migranten. Die besten Mülltrenner Deutschlands leben angeblich in Delmenhorst. Die Berliner dagegen stehen beim Städtevergleich am unteren Ende der Rangliste. Ein Professor für Abfallwirtschaft behauptete in einem Interview mit der »Süddeutschen Zei-

tung«, er könne die Lebensumstände eines Menschen präzise an dessen Mülltonneninhalt ablesen: »Wohlhabendere kaufen viel mehr frische Sachen ein und produzieren daher weniger Verpackungsabfall«, sagt er. »Gibt es mehr davon, kann man auf ärmere Leute schließen, auf Studenten, Alleinlebende oder solche, in deren Küche Chaos herrscht.«

Die deutsche Verpackungsverordnung wird respektiert, das Kreislaufwirtschaftsgesetz hoch geachtet. Es gibt Menschen, die sagen, es verschaffe ihnen innere Befriedigung, wenn sie ihren Müll mit der gebotenen Sorgfalt auf die verschiedenen Tonnen verteilen und dadurch wenigstens eine Sache in ihrem Leben in Ordnung bringen. Nichts wird verschwendet, Yin und Yang, die Welt im Gleichgewicht. Aus theologischer Sicht verbindet Mülltrennung das christliche Motiv der Schöpfungsbewahrung mit dem hinduistischen Reinkarnationsgedanken. Der Glaube an die Wiedergeburt des Joghurtbechers ist groß. Der Kreis darf nicht durchbrochen werden. Joghurtbecher sind »restentleert«, »tropffrei« und »löffelrein« zurückzugeben, so steht es in den Statuten des Dualen Systems. Nicht wenige stellen den Becher sogar in die Geschirrspülmaschine, bevor sie ihn in den gelben Sack stopfen, in der Hoffnung, es erleichtere ihm die Wiedergeburt.

Wird der Joghurtbecher von der Müllabfuhr abgeholt, geht die Sortiererei gleich weiter. Jede Entsorgungsfirma verfügt mittlerweile über spektroskopische Spezialmaschinen, die den Abfall mittels Nah-Infrarot durchleuchten und dabei bis zu sechs verschiedene Plastiksorten erkennen können. Ein computergesteuerter Luftstrom pustet Polyethylen, Polypropylen und Polystyrol feinsäuberlich auseinander.

Doch dann passiert etwas Merkwürdiges. Unser Joghurtbecher, den wir so liebevoll gespült und sortiert haben, wird gar nicht recycelt. Er wird wieder mit dem ganzen anderen Müll zusammengekippt. In einem Ofen.

Und dort wird er dann verbrannt.

Ja, das ist erlaubt. Genau 36 Prozent des Plastikmülls muss das Duale System »wertstofflich verwerten«, also etwa recyceln, so steht es im Gesetz. Mit den restlichen 64 Prozent kann die Müllfirma machen, was sie will und womit sie das meiste Geld verdient. Die Manager des Dualen Systems sind da nicht zimperlich; es handelt sich um geschäftstüchtige Leute. So findet der Kreislauf der Wiederverwertung ein jähes Ende. Der Plasteabfall landet in der Verbrennungsanlage; man spricht von »thermischer Verwertung«.

Dazu muss man wissen, dass Müll seit einigen Jahren nicht mehr auf eine Deponie gekippt werden darf. Die meisten Kommunen haben sich deswegen eine Verbrennungsanlage zugelegt. Was nicht recycelt werden kann, soll hier »thermisch verwertet« werden. Die Reste unseres Berliner Mülls etwa enden in der Müllverbrennungsanlage Ruhleben; man sieht sie, wenn man mit dem Zug Richtung Hamburg fährt und etwa in der Höhe des Olympiastadions aus dem Fenster schaut.

Leider haben sich die staatlichen Abfallplaner verschätzt. Während die Zahl der Verbrennungsanlagen wächst, geht die Restmüllmenge zurück. Die Ofenbetreiber wissen schon länger nicht mehr, womit sie ihre Öfen eigentlich befeuern sollen. Mehr schlecht als recht halten sie ihre Anlagen noch mit Müllimporten aus Serbien, Albanien und Italien in Betrieb. Allein aus Neapel kamen einmal mehr als 100 000 Tonnen Unrat per Sonderzug über die Alpen. Doch das reicht nicht aus. Branchenkenner schätzen, dass in den Feuerkesseln noch Platz für weitere Millionen Tonnen wäre. Umso begehrt sind deshalb die gelben Säcke. Weil der Plastikabfall zu großen Teilen aus Erdöl besteht, ist er gut geeignet, um ein prasselndes Feuer zu entfachen, und so sind die Betreiber der Verbrennungsanlagen ganz scharf darauf, unsere Joghurtbecher aufzukaufen.

Warum wir trotzdem weiter unseren Müll trennen müssen? Tja. Der von der Bundesregierung eingesetzte Sachverständigenrat für Umweltfragen plädiert seit Jahren dafür, das ganze System gründlich zu überdenken. Der Abfallwissenschaftler Klaus Wiemer, Präsident des Hessischen Forschungsverbundes Abfall, Umwelt und Ressourcenschutz, sagt, dass es besser wäre, wir würden uns die Sortiererei sparen. Aufwand und Ertrag stünden beim Mülltrennen in keinem vernünftigen Verhältnis zueinander, zumal auch die Umwelt darunter leide. Wiemers Rechnung sieht so aus: Von insgesamt 13 Millionen Tonnen Plastikmüll im Jahr landen nur 2,6 Millionen Tonnen im gelben Sack. Und davon wiederum werden weniger als eine Million Tonnen zu neuen Kunststoffen verarbeitet, eine lächerlich geringe Quote.

Wiemer schlägt vor, dass es künftig nur noch zwei Mülltonnen geben solle: die erste für feuchten Abfall wie Essensreste und Windeln, die zweite für den Rest. Die Stadtreinigung in Kassel hat das Konzept bereits ausprobiert. Der Müll aus der feuchten Tonne wird zunächst genutzt, um Biogas zu erzeugen, und anschließend verbrannt. Der Trockenmüll wird automatisch sortiert und so weit wie möglich recycelt. Es handelt sich um ein Konzept, das viele Vorteile hätte. Der Bürger hätte weniger Arbeit. Der Umwelt wäre geholfen. Alles würde einfacher.

Doch daraus wird wohl nichts. Zwischen den privaten Entsorgungsunternehmen und den Abfallfirmen der Kommunen ist stattdessen ein erbitterter Streit darüber entbrannt, wer für welchen Abfall zuständig ist. Jeder kämpft gegen jeden. Die Juristen haben viel zu tun. In Berlin klagte die Müllfirma Alba ihr Recht ein, die »Gelbe Tonne Plus« aufzustellen. Die Berliner Stadtreinigung hielt mit der »Orange Box« gegen.

Erst kürzlich war bei meinen Töchtern in der Kita wieder eine Dame von der Müllabfuhr zu Besuch. Mit der Umwelt-

erziehung kann man nicht früh genug anfangen. Es wurde eine Art Memory gespielt. Wer wollte, durfte Rico, das Müllmaskottchen, anfassen. Und dann haben meine Kinder noch ein Gedicht auswendig gelernt: »In die graue Tonne fein, wirf kaputte Sachen rein.«

Wasser

Wir waren im Sanitärfachgeschäft; es ging um unser neues Bad. Wir brauchten ein Waschbecken, eine Badewanne, eine Duschtasse, ein WC. Weiße Keramik, Standardgrößen, kein Schnickschnack, nichts Luxuriöses. Wir dachten, wir würden schnell fertig werden. Von wegen. Wir hatten bei unserer Planung etwas Wichtiges vergessen: den Duschkopf.

Die Duschkopftechnik hat in den letzten Jahren eine rasante Entwicklung vollzogen: weg vom Wasser, hin zur Luft. Die Zeiten, in denen es reichte, einfach nur Wasser zu verteilen, sind vorbei. Heute wird im Inneren des Brausekopfs durch ein kompliziertes Verfahren ein Aerosol erzeugt. Einige Modelle umhüllen jeden Wassertropfen einzeln mit einer winzigen Luftblase, Experten sprechen vom Wirbelkammerverfahren. Andere Geräte arbeiten mit Düsenstrahl. Sie erzeugen ein Vakuum, das den Wassertropfen im Millisekundentakt abhackt, was sich beim Duschen durch ein leichtes Pulsieren auf der Haut bemerkbar macht.

Die Frage, was besser ist, Wirbelkammer oder Düsenstrahl, ist offenbar nicht abschließend geklärt. Letztlich kommen beide Varianten inzwischen mit einem Minimum an Flüssigkeit aus. Der Feuchtigkeitsanteil in dem erzeugten Luft-Wasser-Gemisch ist so gering und der Luftanteil so hoch, dass man das Gefühl hat, das Föhnen werde unter der Dusche gleich miterledigt. Und die technischen Möglichkeiten sind noch nicht



Alexander Neubacher

Ökofimmel

Wie wir versuchen, die Welt zu retten - und was wir damit anrichten

Taschenbuch, Broschur, 272 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
6 s/w Abbildungen
ISBN: 978-3-442-15760-0

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2013

Öko, aber logisch: Wie wir der Umwelt wirklich helfen können.

Müll sortieren, Biosprit tanken, auf Solarstrom umsteigen oder auf Fleisch verzichten – die Möglichkeiten, die Umwelt zu schützen, scheinen endlos. Doch retten wir mit unserem Einsatz wirklich die Natur? Oder lassen wir uns lediglich von sinnlosen Vorschriften gängeln? Mittlerweile wissen wir: Die Energiesparbirne endet als gefährlicher Sondermüll, die ausgespülten Joghurtbecher werden verfeuert statt recycelt, und für die Herstellung von Biobenzin wird der Regenwald gerodet. Alexander Neubacher, selbst überzeugter Biokisten- Käufer, hinterfragt den Ökofimmel in unserem Leben und in der Politik und zeigt, was buchstäblich für die Tonne ist und womit wir der Umwelt wirklich helfen können.

 [Der Titel im Katalog](#)